

VI.

Elue Reise in das nördliche Siam.*)

Von Missionar J. N. Cushing in Rangun.

II.

Am 13. Februar begann der zweite Teil unserer Reise. Der Stellvertreter des Gouverneurs lieferte 3 Elephanten zum Mietpreise von 60 Mark für das Stück, und Moungh Khin, der Sohn des großen Tikhholzmonopolisten Moungh Tau Wun, besorgte uns dazu noch drei andere, à 80 Mark, welche uns über das Gebirge nach Merngh Haut an den Meh Ping-Fluß bringen sollten. Da sich die Ankunft unserer Reittiere verspätete, so kamen wir vor 10½ Uhr vormittags nicht zum Aufbruch, und der ¾stündige Ritt von der Stadt über die offene Ebene bis an den Fuß der Berge machte uns gewaltig heiß. Nachdem wir in dem ausgetrockneten Bette eines Gebirgsbaches die Höhe eines aus Sandstein und Schiefer bestehenden Bergzuges erreicht hatten, nahmen wir unsern Abstieg zum Mehkanai, einem rasch dahineilenden Bergstrom, dessen Bett voller Granitblöcke von den wunderlichsten Formen ist; letzteres wird von der Gewalt der Strömung bewirkt, welche zur Regenzeit donnernd und brausend zwischen den Granitwänden einherast. Jetzt bildete der Mehkanai an den meisten Stellen kleine malerische Wasserfälle, welche sich in der Regenzeit jedenfalls in gewaltige Wasserstürze verwandeln.

Der Wald, welcher sich längs des Stromes hinzieht, ist ausnehmend wertvoll, da er aus Tikhholz, Pingado (Eisenholz), Thitsi — wegen seines Gummi geschätzt —, Baumwollbäumen, Fichten und großem Bambusrohr besteht. Während dieser Tagesreise begegneten uns einzelne Trupps Schan, welche Betelnüsse und Reis zum Verkauf nach Mainglungyi trugen, Kamuks, welche vom jenseitigen Ufer des Mekong kamen, um als Holzfäller ihr Brot in den Tikwaldungen zu verdienen, und Karenen, welche ihre kleinen Dörfer in den abseits gelegenen Bergschluchten haben. Da es uns nicht gelingen wollte, den Grat des Mehkanai-Bergzuges zu erreichen, so schlugen wir gegen Sonnenuntergang unser Lager im Walde neben dem Flusse auf, dessen Laufe wir fast den ganzen Tag über gefolgt waren.

Am nächsten Morgen, dem 14. Februar, waren wir nicht in der besten Verfassung. Bei der großen Kälte der Nacht hatten uns unsere Decken nicht genügend schützen können, und auch unsere Lagerfeuer thaten ihre Schuldigkeit nicht. Da wir uns eine starke Er-

1) Siehe „Mitteilungen Geogr. G. Jena, Band III Heft IV.“

kältung zugezogen hatten, so hatte niemand recht Lust zum Aufbruch; und um unsere Lage noch zu verschlimmern, fiel es einem unserer Elephanten während der Nacht ein, ein tüchtiges Stück nach Mainglungyi, seiner Heimat, zurückzutrab. Es währte lange, ehe die Elephantentreiber das vermißte Tier wieder zur Stelle brachten, und wir uns an den weiteren Aufstieg des Gebirges machen konnten. Um 11 Uhr 17 Minuten vormittags erreichten wir den Gipfel auf einem sehr steilen und beschwerlichen Wege und befanden uns nun auf einer Höhe von 3060 Fuß über dem Meeresspiegel, von welcher aus wir einen herrlichen Blick auf die viele Meilen entfernte Mainglungyi-Ebene und auf den Einschnitt im Gebirge hatten, durch welchen wir gekommen waren. Nach einem Imbiß, bei welchem wir das Wasser vermißten, stiegen wir auf bequemer Abdachung, die nur hier und da durch niedrige Hügelketten durchbrochen war, zum Meh Hau-Flusse ab, welcher hier durch ein enges Thal fließt. Wir hätten besser gethan, hier zu kampieren; da es aber noch nicht spät war und wir über die nächste Wasserstelle falsch berichtet waren, so eilten wir vorwärts. Zuerst war der Aufstieg zum Meh Hau-Gebirge steil; aber danach zog sich der Weg ganz allmählich an der Gebirgswand hinauf, indem er Höhenzug um Höhenzug überwand und durch eine parkähnliche Gegend mit schwachem Waldbestande führte, von der aus man Durchblicke auf die Bergketten in dämmernder Ferne hatte. Um 3 Uhr 44 Minuten nachmittags hatten wir den Gipfelpunkt des Gebirges in 3300 Fuß Seehöhe erstiegen, und es begann nun ein bequemer Abstieg. Der längs der Bergwände meist in geneigter Halbkreislinie verlaufende Weg war breit und an vielen Stellen sorgfältig aufgeschüttet und speziell für den Elephanten-transport von Steinen befreit. Mit einer gewissen Sorge sahen wir dem Ende unseres Tagemarsches entgegen, da die Gegend wasserlos zu sein schien; aber, nachdem die Sonne bereits hinter den Bergen im Westen herabgesunken war, entdeckten wir eine kleine Quelle in einer der tiefen Schluchten, welche zur linken Seite der Gebirgsstraße lagen. Mit Mühe und Noth wurden die Elephanten über die steile Wand der Schlucht hinab in die Nähe des Wassers gebracht, wo früher von Reisenden ein Schuppen angelegt worden war. Derselbe wurde schnell ausgebessert und verlängert; die Elephanten erhielten ihre Fußfesseln und wurden sich selbst überlassen, und die prasselnden Lagerfeuer warfen bald ihre zauberhaften, glutroten Lichter über die Menschengruppen, von denen die einen ihre Abendmahlzeit kochten, während andere in süßem Nichtsthun sich von den Strapazen des langen Tagemarsches erholten.

Am 15. Februar war es früh sehr kalt, und wir waren froh, so bald als möglich aufbrechen zu können. Die Straße senkte sich zunächst noch nach dem Meh Lai — „verändertes Wasser“ —, einem Flübchen herab, welches sich in den Meh Lit ergießt und an der Furtstelle 2180 Fuß Seehöhe hatte. Wir erlitten übrigens beträchtlichen Aufenthalt dadurch, daß wir in einem Engpaß zwei Züge Büffel, welche mit Betelnüssen und Reis beladen waren, an uns

vorüberdefilieren lassen mußten. Auch trafen wir auf Schweineherden, sowie auf eine Anzahl Händler, welche Geflügel, Schweinefett, Reis und getrockneten Fisch von Bangkok herauf brachten. Als wir aus diesem Gewirr heraus waren, erklommen wir den Loi Tong Wai („Bambus-Plateau-Berg“) vermittelt einer Reihe schmaler Terrassen, auf welchen der Wald so licht war, daß sich das Auge einer ausgedehnten Fernsicht auf die Meh Lai- und Meh Hau-Bergketten erfreute. Auf der schmalen Fläche, welche den Gipfelpunkt des Loi Tong Wai ausmacht, fanden wir eine große Büffelkarawane gelagert. Die Männer hatten ihre Waren ausgebreitet, um mit den in dieser Gebirgsregion wohnenden Karenen in Tauschhandel zu treten; aber kaum hatten die Letzteren starren Blickes unser plötzliches Auftauchen bemerkt, als sie mit der Flüchtigkeit des Wildes das Hasenpanier ergriffen, um sich erst nach unserm Weitermarsche wieder aus ihren Verstecken hervorzuwagen. Man teilte uns mit, daß es in dieser Gegend eine ziemliche Anzahl Karenendörfer gäbe; indeß konnten wir über deren Lage und Bevölkerung nichts Verlässliches erfahren. Der weitere Tagemarsch führte durch eine ähnliche Gebirgsregion. Am späten Nachmittage kamen wir nach Bau Sali, einem der Lewa-Dörfer, welche zur Gruppe Bau gehören. Unser Nachtlager schlugen wir am Ufer des Meh Hto auf, einem Flüschen, welches ein schmales Thal bewässert und Reiskultur ermöglicht. Da die Lewa sehr scheu und zurückhaltend sind, so gelang es meinem Gefährten Hallett nur durch ein Geldgeschenk, zwei Honoratioren zum Besuche unseres Lagers zu bewegen; abgesehen von Auskunft über Berge und Flußläufe erfuhren wir nichts Belangreiches von denselben, obgleich wir uns alle mögliche Mühe gaben, sie über ihre Sitten und Gebräuche, besonders über ihre religiösen Anschauungen auszuforschen.

Wir waren nun in das Lewa-Gebiet eingetreten, ein liebliches Bergland mit beträchtlichen Hochflächen. Am 16. Februar verließen wir unser Lager nicht vor 9 Uhr, weil es wieder einem Elephanten eingefallen war, ein großes Stück auf unserm Wege zurückzutragen. Die Abhänge des Loi Kaung Hin („Steinhaufen-Berg“ — nach einer kleinen Steinpyramide auf dem Gipfel benannt) waren nur teilweise mit Wald bestanden; dazwischen reflektierte der trockene rötliche Boden in greller Weise das Sonnenlicht. Auf dem 3120 Fuß hohen Gipfel verbrachten wir ein paar herrliche Stunden. Die kühle, stärkende Bergluft wirkte wie Arznei. Ein wenig seitwärts von der Straße, zur Linken, jenseit einer stark duftenden Fichtengruppe ragte eine mit Orchideen überkleidete Klippe in die Luft, von deren Spitze man hinab in einen mehrere hundert Fuß tiefen Abgrund sehen konnte. Vor unseren Augen lagen die Meh Hto-, Meh Lit-, Meh Lai- und Meh Hau-Berge, welche sich wie Wälle hinter einander erhoben und als gemeinsamen Knotenpunkt den Loi Pwi zu haben schienen, welcher im fernen Norden sein königliches Haupt in die Lüfte erhob. Nachdem wir diesen Aussichtspunkt verlassen hatten, wanderten wir noch $1\frac{1}{2}$ Stunde über eine wellenförmige Hochfläche,

um dann zu dem Meh Tyan, einem kleinen Bache, herabzusteigen, dem ersten und einzigen fließenden Wasser, welches uns an diesem Tage aufgestoßen war.

Am nächsten Morgen wies das Thermometer nur $36\frac{1}{2}^{\circ}$ F. auf, und der Wind machte die Frische nur noch fühlbarer. Unsere Straße wand sich etwa eine Stunde lang an einer dünnbewaldeten Bergwand und über niedrige Hügelreihen hin, bis wir das wellenförmige Plateau von Bau erreichten, welches eine Seehöhe von 3300—3600 Fuß hat. Um $10\frac{1}{2}$ Uhr vormittags kamen wir in dem interessanten Dorfe Bau-long („Groß-Bau“) an, welches 71 Häuser zählt. Dieses Dorf bildet mit Bau Kaung Loi, Bau Sali und Bau Noi zusammen die Hauptwohnsitze der Lewa, welche unzweifelhaft einst als Ureinwohner der Provinz Zimme und die benachbarten Laosstaaten innehatten. Die in der Umgebung von Bau-long gefällten Fichtenstämme, sowie die zahlreichen, sorgfältig aufgebauten Haufen Brennholz deuteten auf einen niedrigen Stand der Nachttemperatur hin. Da Bau-long als der Hauptort der Lewa angesehen wird, so waren wir natürlich darauf gespannt, einen Einblick in ihr tägliches Leben und Treiben zu thun. Während unsere Karawane außerhalb des Dorfes lagerte, machten einige von uns einen Besuch bei den Inassen des Ortes. Die Wohnungen sind wie die gewöhnlichen Laos-Häuser auf Pfosten mehrere Fuß über dem Erdboden erbaut; die Seitenwände gehen nach oben etwas auseinander und werden von einem sehr hohen und steilen Dache überragt. Viele von den Häusern waren sehr klein und schmutzig und hatten Schweineställe in dem unteren, offenen Raume.

Was die Tracht der Männer und ihre Mode, sich den Kopf zu scheeren, anlangt, so ist sie dieselbe wie bei den Laos; dagegen haben die Frauen ihre besondere Kleidungsweise, die in etwas der Karenenmode sich nähert. Die Kleidung besteht aus einem kurzen, engen Rocke, welcher bis zu den Knien reicht, und einer schmutzig schwarzen Tunika, deren äußerer Saum mit einem dunkelroten Streifen verziert ist. Das Haar wird in der Mitte abgeteilt und auf dem Hinterkopfe in einen Knoten zusammengedreht. Manche Frauen tragen einen Turban. Die Gesichtsbildung der Lewa ist eine andere, als wir sie bei den Schan finden. Die Augen stehen nicht schief, sondern bilden gerade über dem inneren Winkel eine scharfe, schlingenähnliche Kurve. Die Nase ist von mittlerer Größe und etwas aufgestülpt wie beim Neger; dagegen sind die Lippen nicht wulstig. Das Kinn ragt vielfach über das etwas flache Gesichtprofil hervor. Ist die Nasenbildung vielleicht ein Beweis dafür, daß die Lewa zu den Negritostämmen gehören, welche das Land vor dem Auftauchen des gegenwärtig herrschenden Volkes bewohnt haben sollen?

Gemäß den Überlieferungen dieses Volkes wären die Lewa allerdings die Bewohner eines großen Teiles des Laos-Landes gewesen, ehe von Norden her der Einmarsch des Laos-Zweiges der Tai-Sprachfamilie erfolgte. So enthalten z. B. in sehr vielen Fällen die Sagen der Lewa Beschreibungen von Lewakriegern und ihren Beziehungen zu

den einwandernden Laos oder Schan. Nicht wenige Städtenamen, wie Lapun und Lakon, werden von angenommenen Ereignissen in jener vorhistorischen Zeit abgeleitet, in welcher die Lewa eine Rolle spielten. Die Sprache, von der ich ein kleines Wörterverzeichnis sammelte, hat keine deutliche Verbindung mit einer der Sprachen jener Volksstämme, welche jetzt das Land beherrschen. Welche Fingerzeige für die geschichtliche Forschung eine eingehendere Beschäftigung mit der Lewasprache liefern würde, darüber Vermutungen anzustellen, wäre eine zwecklose Zeitverschwendung; sind doch schon verschiedene allzugewagte Theorien inbezug auf den Ursprung und die Rassenverwandtschaft dieses Volkes aufgestellt worden.

Die Hauptbeschäftigung der Lewa ist die Eisenverarbeitung. Bei unserem Besuche im Dorfe fanden wir die Leute sehr scheu und verschlossen; so hörten z. B. einige Lewa, welche gerade Ketten schmiedeten, sofort mit ihrer Arbeit auf, als wir uns ihnen näherten. Nach einer Weile aber ergriff ein etwa 12jähriger Bursche einen Hammer und arbeitete, nachdem er das Eisen glühend gemacht hatte, mehrere Glieder einer Kette so geschickt und schnell, wie ich es nur einem kräftigen Manne zugetraut hätte. Ein alter Mann zeigte uns Proben von Eisenerz; es war das gewöhnliche Eisenoxyd; er wollte uns indeß auch nicht die kleinste Probe überlassen, da seiner Versicherung nach die Nats — Geister — jener Gegend sich schwer beleidigt fühlen würden, wenn ein Fremder etwas davon mithinwegnahme. Wie uns der Alte wenigstens erzählte, befinden sich die ungefähr 50 Fuß tiefen Minen zwei Tagereisen weit entfernt in einem Berge nördlich vom Loi Pwi. Wenn Lewa in den Gruben arbeiten wollen, so bringen sie zuerst den Nats Opfer von Schweinen und Hühnern. Sollte das Gestein nur wenig eisenhaltig sein, so werden die Opfer wiederholt, da das Volk annimmt, daß die Nats in schlechter Laune das Erz in der Erde zurückhalten. Alles Erz wird bei den Gruben geschmolzen, und kein Fremder darf sich den Prozeß mit ansehen, da sonst die Nats beleidigt würden. Das so gewonnene Eisen wird auf Elephanten nach den verschiedenen Dörfern transportiert, wo es zu einer Reihe von Artikeln verarbeitet wird, die ihren Verkauf im ganzen Laos-Lande finden.

Die Lewa sind äußerlich Buddhisten geworden und haben Klöster und Priester aufzuweisen; aber die Geisteranbetung ist doch allein die Religion, welche mit ihrem täglichen Leben innig verwoben ist. Während die Mehrzahl der Männer nichts von der Schreib- und Lesekunst versteht, lernen wenigstens einige Kinder in den Klöstern die Laos-Literatur lesen. Es ist interessant, aber doch auch zugleich mitleiderregend, hier auf die Reste eines Volkes zu stoßen, welches einst ein großes Land sein eigen nannte, nun aber in eine Gebirgseinöde zurückgedrängt, dennoch zäh an seinen Rassenunterschieden und seinen alten Traditionen festhält.

Von Bau-long nach Merng Haut am Meh Ping-Flusse nimmt die Reise $1\frac{1}{2}$ Tag in Anspruch und führt durch eine starkbewaldete, aber wasserarme Gegend. Der Abstieg vom Plateau von

Mittell. d. Geogr. Gesellsch. (Jena). IV.

Bau zum Meh Hpai-Flusse war an vielen Stellen sehr steinig und steil, und die entlaubten Bäume gewährten keinen Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen. In der Nähe von Merng Haut führte der Weg durch lange, schmale Reisfelder, welche den Streifen Flachland zwischen dem westlichen Uferrande des Meh Ping und dem Fuße der Berge einnehmen. Die Ortschaft, in welche wir am 18. Februar um 4 Uhr nachmittags einritten, umfaßt 50 Häuser und ist der Sitz eines Beamten, welcher den gleichnamigen Bezirk verwaltet. Die Lage macht Merng Haut zu einem Knotenpunkte des Handelsverkehrs; denn von hier aus ziehen die Händler und Büffelkarawanen einerseits nach Mainglungyi und Britisch Barma, anderseits nach den verschiedenen Laos-Provinzen. Tausende von Kulis und Büffeln schaffen Reis, Betelnüsse und andere Produkte über die Berge nach Südwesten und bringen von dort wieder fremde Waren mit. Eine große Menge Reis und Betelnüsse kommt übrigens vermittelst Flußtransportes auf dem Meh Ping von Zimme herab, oder über Land von anderen Orten im Nordosten. Infolge der Bodenbeschaffenheit und der schwierigen Bewässerung sind viele Teile dieses Bezirkes zum Reisbau ungeeignet. Die Regenmenge ist im Vergleich zu Britisch Barma unbedeutend, und oft schlägt die Reisernte der Trockenheit wegen fast ganz fehl. Da auf der eine Tagereise breiten Ebene, die sich ostwärts bis Mantan an den Fuß des Gebirges erstreckt, kein Reis gebaut wird, so nimmt auch die Bevölkerung, deren Hauptnahrungsmittel derselbe ist, nicht zu.

Wir fanden in Merng Haut einen schönen, geräumigen, neuen Zayat, welchen der Fürst von Zimme für 1200 Mark aus seinen Mitteln hatte bauen lassen. In dem Fachwerke befanden sich keine Wandlatten; dagegen war das Dach in einfacher, aber sehr geschickter Weise gestützt. Die Schindeln waren an beiden Enden durch Holzpflocke auf den Dachlatten befestigt; man hätte denken können, daß der erste heftige Wind unter ihnen Verwüstung anrichten würde; aber das Gewicht der breiten und dicken Schindeln genügt, um sie widerstandsfähig zu machen.

In dem von Flaschenbäumen, Guava, Pompelmusen, Kokospalmen und anderen Bäumen umgebenen Orte war mit Ausnahme eines Wat oder Klosters nicht viel zu sehen. Das Kloster selbst, welches auf einem mit einer Ziegelmauer umgebenen Grundstück sich erhob, war ein mittelmäßiges Gebäude; dagegen war die Behausung des Priesters wohnlicher. Er hatte ein paar Novizen in seiner Umgebung und schien, nach der Zahl der Palmblattstreifen, welche in der Sonne trockneten, und den vielen umherliegenden Büchern zu urteilen, sehr viel Geschmack an literarischer Beschäftigung zu haben. Die Götzenbilder, welche sehr geringen künstlerischen Wert besaßen, waren teils aus Stein gehauen, teils aus Metallguß oder aus Ziegelsteinen mit Mörtel überzogen. Eine besondere Art, Götzenbilder zu fertigen, besteht darin, daß man zunächst aus Thon eine Figur bildet und dieselbe dann in genauer Anpassung an ihre Formen mit einem Gewebstoff belegt. Dieser Überzug wird mit einem $\frac{1}{4}$ Zoll starken Gemisch von Thitsi — Gummi vom Schwarzfirnisbaum — und Sägespänen belegt. Ist diese

Decke vollständig erhärtet, so halbiert man mit einem scharfen Messer das Götzenbild, nimmt vorsichtig den Thonkern heraus und befestigt dann mit Gummi die beiden Hälften wieder aneinander, worauf die Figur vergoldet wird. Man erhält auf diese Weise sehr leicht und bequem zu transportierende Götzenbilder.

Die Behörden zeigten keine Willfährigkeit, uns bei dem Mieten von Elefanten an die Hand zu gehen, und trugen eine höchst lächerliche Unkenntnis der Preise für die verschiedenen Beförderungsmittel zur Schau. Zum Glück luden gerade 2 kleine Boote ihre Reislast aus und waren für eine Fahrt stromaufwärts zu vermieten. Da es zu lange gedauert hätte, ehe wir durch Vermittelung der Beamten Elefanten erhielten, so benutzten wir gern diese Gelegenheit, obwohl wir für die kleinen und unbequemen Boote einen übertriebenen Mietpreis erlegen mußten. Dieselben waren 40 Fuß lang und hatten einen außergewöhnlich flachen Boden. Als alle Mann und sämtliches Gepäck an Bord waren, hatten wir eben nur Platz genug, uns auf eine Matte niederzukauern, wobei wir immer noch mit den Köpfen an der Überdachung anstießen. Die fünftägige Flußfahrt den Meh Ping hinauf nach Zimme war sehr einförmig. Die Flußufer waren auf dieser Strecke, bis auf wenige Meilen unterhalb Zimme, durch große dornige Bambusdickichte eingefast, während das feste Flußbett von Kieseln und kompaktem Sande gebildet ward. Bei dem niedrigen Wasserstande war es oft schwierig, eine Fahrrinne ausfindig zu machen; dazu kam noch, daß die Fahrt durch Bambuspfähle, welche reihenweise in den Boden eingerammt der Fischerei wegen den Fluß durchsetzten, sehr behindert war. Es ist ein Wunder, wie die Fische diese Hunderte von Barrieren passieren, um in den Oberlauf des Meh Ping zu gelangen. Zu der Physiognomie der Flußufer gehören auch die fortwährend wiederkehrenden großen, unterschlächtigen Wasserräder zu Berieselungszwecken. Dieselben halten ungefähr 25 Fuß im Durchmesser und sind mit Ausnahme der von hartem Holze gefertigten Wellen und 4 Speichen aus Bambusrohr hergestellt. Auf dem 3 Fuß breiten Außenrande sind in Zwischenräumen von je 1 Fuß Bambusgefäße in solch einem Winkel befestigt, daß sie das Wasser in einen Holztrog entleeren, der sich etwa in gleicher Höhe mit dem obersten Punkte des Rades befindet. Von da aus wird das Wasser in Bambusrohren auf die Grundstücke weitergeleitet.

In einem Dorfe am Flußufer fanden wir eine große Arbeitsstätte, wo irdene Dachziegel angefertigt wurden. Ungefähr 3 Fuß unter der Erdoberfläche war ein ausgezeichnetes Thonlager, welches von mehreren Eingeborenen ausgebeutet wurde. Der so gewonnene Thon wird angefeuchtet, mit dem Fuße so lange geknetet, bis er weich und geschmeidig wie Teig ist, und dann in ungefähr 1 Fuß langen, 8 Zoll breiten und 6 Zoll dicken Stangen den Ziegelarbeitern dargereicht, welche auf einem langen, schmalen, vierbeinigen Stuhle rittlings sitzen. Die Ziegelform, welche ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll tief, 4 Zoll breit und 8 Zoll lang ist, hat das eine Ende etwa $\frac{1}{2}$ Zoll erhöht, um die Leiste hervorzubringen, durch welche der Ziegel auf den Latten festgehalten wird. Das andere Ende der Form ist beweg-

lich, so daß der Ziegel, nachdem er geformt ist, leicht herausgenommen werden kann. Dem Arbeiter zur Seite steht ein Topf mit Asche, welche zum Bestreuen der Form gebraucht wird, ehe der Thonklumpen darauf kommt. Ist letzteres geschehen, so dient ein Bogen mit einer Sehne von Kupferdraht dazu, den überflüssigen Thon längs der oberen Kanten der Form abzustreichen; dann wird die Oberfläche des Ziegels mit einem angefeuchteten dreieckigen Stück Holz, welches zuvor durch Reiben an einem Baumwollenball von allen Thonklümpchen gereinigt worden ist, geglättet. Die so geformten Ziegel werden an einem schattigen Platze getrocknet; bevor sie indes vollständig trocken sind, packt man immer je 10 Ziegel zusammen, legt sie auf ein glattes Brett und schlägt sie mit einem anderen Brette so lange, bis sie vollständig eben sind. Ein Mann fertigt gewöhnlich an einem Tage 2—300 Ziegel, und da für 10 000 Stück nur ungefähr 44 Mark bezahlt werden, so ist der Tagelohn nicht groß.

Einige Dörfer am Flußufer waren von beträchtlichem Umfange, aber keins derselben bot ein besonderes Interesse dar, mit Ausnahme von Hsop Khan. In dessen Nähe befand sich eine geweihte Umfriedigung mit zwei Wats, einer halbeingefallenen Pagode, einer Priesterwohnung und zwei langen, schmalen und offenen Schuppen, welche den Priestern als Wandelbahn bei ihren Meditationen dienen sollten. An der Pforte eines der Wats erblickten wir nicht nur die üblichen zwei Drachen, welche die Eingänge zu solchen Gebäuden bewachen, sondern noch außerdem zwei solche ineinander verschlungene Tierfiguren, welche eine Art Thorbogen über dem Eingange bildeten. Dieselben boten einen prächtigen Anblick, da sie kunstvoll gearbeitet und mit reicher Vergoldung und feinen Glasmosaikmustern geschmückt waren. Die Pagode war wegen ihres Alters von besonderem Interesse. Der Überlieferung zufolge soll in alten Zeiten hier in der Nähe eine Stadt namens Vieng Tau gestanden haben, daher auch das Kloster ursprünglich Wat Vieng Tau genannt wurde. In der Umgebung der Pagode hat man ein sonderbares Basrelief ausgegraben, welches unmöglich aus den Händen eines Schan- oder Laoskünstlers hervorgegangen sein kann. Es war zwar an einer Seite zerbrochen, aber die Glieder und Rumpfe der des Kopfes beraubten Figuren waren so zierlich und in so künstlerischem Geiste gearbeitet, wie man es hier zu Lande nicht gewohnt ist. Offenbar ist die Gruppe indischen Ursprunges.

Im Gegensatz zu der Einförmigkeit der Flußufer standen die herrlichen Fernblicke auf die Gebirgsketten am Horizonte. Hier und da reichte ein Gebirgsausläufer bis an den Fluß heran und unterbrach die Einförmigkeit seiner Ufer. Eine steilabstürzende Klippe, an deren Abhängen die Regengüsse schroffe Felsnadeln ausgewaschen hatten, bot nicht nur einen sehr pittoresken Anblick, sondern hat auch Veranlassung zu einer Sage gegeben, welche im ganzen Laoslande von Mund zu Mund geht. Dieser Erzählung zufolge liebte ein Jüngling die Tochter eines vornehmen Mannes und begehrte sie zur Ehe. Da die Eltern des Mädchens gegen die Verbindung waren, so floh das Paar eines

Tages zusammen auf einem Pony; als sie auf ihrer Flucht an den oben erwähnten Felsabsturz kamen, und die Stimmen der Verfolger hinter ihnen laut wurden, verlor der junge Mann den Mut. Da warf ihm seine Gefährtin Feigheit vor, weil er nicht über den Abgrund hinabspringen wollte, setzte sich zuvorderst auf das Pferd und trieb das Tier an, daß es hinunter in den Fluß setzte. Beide fanden ihren Tod in den Wellen, und der Ort, wo das geschah, wurde Hpa-vieng-su („Abgrund der Stadt der Konkubine“) genannt. Mehrere Plätze flußabwärts führen auch Namen, die Bezug auf diese Geschichte haben, so z. B. Pah Maun („Ein Sattel“), eine Stromschnelle, wo die Wellen den Sattel ans Ufer geworfen haben sollen, ferner Oke Ma („Pony-Bug“), wo das Pferd angeschwemmt sein soll.

In den drei ersten Tagen unserer Flußfahrt sahen wir öfters Felder, wo Zuckerrohr, Tabak, Zwiebeln und Senf gebaut wurden; in den letzten zwei Tagen dagegen folgte Dorf auf Dorf an den Flußufern, und die Häuser lagen inmitten von Gärten, in denen Paradiesfeigen, Betelnüsse, Palmen und verschiedene Fruchtbäume gepflegt wurden.

Am Morgen des 25. Februar bekamen wir die Stadt Zimme in Sicht und wir hielten bald an dem Ostufer des Meh Ping vor den Stufen, welche hinauf in die Häuser meiner Kollegen von der Presbyterianischen Mission führten. Missionar Wilson wartete auf uns und bot uns einen herzlichen Willkommengruß. Dr. Mc Gilvary war von seiner Reise nach Lakon noch nicht zurückgekehrt; dafür lud uns seine lebenswürdige und talentvolle Gattin in gastfreundlicher Weise in ihr Haus ein und erneuerte damit die freundschaftlichen Bande, welche sich knüpften, als ich im Jahre 1870 mit meiner Frau Zimme besuchte.

Wir waren froh, durch das Walten einer freundlichen Vorsehung den zweiten Teil unserer Reise so glücklich zurückgelegt zu haben. Infolge des Wechsels der Szenerie und des Klimas hatte sich meine Gesundheit gekräftigt, ich hatte vielfache Erkundigungen eingezogen und manche Gelegenheit zur Predigt des Evangeliums benutzt.

Wir fanden die Missionare jetzt in sehr wohnlichen Quartieren untergebracht. Vierzehn Jahre vorher waren sie genötigt, in kleinen Bambushütten zu leben, da der König von Zimme die Erlaubnis zum Bau solider Häuser verweigerte. Nach dem Tode dieses Königs führten sie zwei passende Tikhäuser an der Ostseite des Flusses mitten in einer großen Vorstadt auf. Später haben sie dann noch ein drittes Grundstück auf der Westseite angekauft, auf welchem sich ein Haus für den Missionsarzt und Räumlichkeiten für eine Apotheke und ein Hospital befinden. Zu den älteren Missionaren, Dr. med. Mc Gilvary und Wilson, welche die Mission ins Leben riefen, sind inzwischen 2 junge verheiratete Missionare und 2 einzelne Missionslehrerinnen hinzugekommen.

Die Anfänge der Mission waren Zeiten schwerer Prüfung. Die Beamten waren gegen eine dauernde Niederlassung der Missionare, und der König ließ zwei ihrer Zöglinge im Jahre 1869 töten, unter

dem Vorwande, daß sie den von ihnen verlangten Regierungsfrohdienst verweigert hätten, aber in Wirklichkeit, weil sie Christen geworden waren. Die Armen wurden ergriffen, während einer ganzen Nacht an den Deckbalken eines Hauses mit Seilen festgebunden, welche durch ihre Ohrläppchen gezogen waren, und am nächsten Morgen mit Keulen totgeschlagen. Ein siamesischer Beamter kam mit zwei Presbyterianer-Missionaren von Bangkok herauf, um mit dem König von Zimme in dieser Angelegenheit zu verhandeln; aber da die Laosregierung zu jener Zeit vertragsmäßig in bezug auf die innere Verwaltung keinen Eingriff zu dulden brauchte und nur in auswärtigen Angelegenheiten und betreffs der Tributzahlung von Siam abhängig war, so spielte der König den Trotzigen. Den Missionaren selbst konnte er nicht zu Leibe, da er dann befürchten mußte, Siam einer auswärtigen Macht gegenüber Verlegenheiten zu bereiten; dagegen erklärte er brutaler Weise, daß er so viele von seinen eigenen Unterthanen hinrichten lassen würde, als ihm beliebe. Nach Verlauf einiger Jahre erließ die Regierung von Siam eine Proklamation, der zufolge jeder ihrer Unterthanen sein Religionsbekenntnis ohne alle Beeinträchtigung wechseln dürfe. Als dieses Schriftstück nach Zimme kam — es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1878 — that der König samt seinen Hofbeamten das Äusserste, um den öffentlichen Anschlag der Proklamation im Gerichtsgebäude der Residenz zu verhindern. Der siamesische Bevollmächtigte blieb indes unerbittlich, und so wurde denn das verhaßte Dokument im Gerichtsgebäude ausgehangen und erlangte auf diese Weise Gesetzeskraft im ganzen Königreiche. Seit der Zeit hat die Opposition keine offene und drohende Form wieder angenommen, und das Missionswerk ist gediehen. Man zählt jetzt zwischen 150 und 200 Laoschristen, welche sich auf vier oder fünf Gemeinden verteilen; bei dem Volke stehen die Missionare in Ansehen, und ihre Botschaft findet viele Zuhörer, so daß man in der Zukunft wohl große Erfolge erwarten darf. Eins ist besonders ermutigend in der Laosmission, daß man hier in den jungen Christengemeinden nicht, wie so oft in anderen Missionen im Orient, auf Fälle von Unsittlichkeit und andere grobe Vergehen stößt, welche die Sache des Christentums in den Augen der Heiden schänden.

Die Stadt Zimme liegt in einer breiten, fruchtbaren Ebene, welche auf drei Seiten — im Westen, Norden und Osten — von Bergketten umschlossen ist, und besteht aus der Altstadt, der Neustadt und großen Vorstädten, welche jetzt die ganze ungefähr $\frac{1}{2}$ Meile breite Fläche zwischen der Stadtmauer und dem Westufer des Meh Ping-Flusses einnehmen. Im Jahre 1870 lagen hier nur einige Zayat, und man konnte die Stadtmauer bequem vom Flusse aus sehen. Friedenszeiten und äußerer Wohlstand haben die Bevölkerung beträchtlich angewachsen lassen, und die inzwischen entstandenen ausgedehnten Vorstädte machen jetzt vom Flusse aus jeden Blick auf die Mauer unmöglich. Die Altstadt bildet ein Quadrat, dessen Seiten ungefähr 6600 Fuß lang sind. Die aus Ziegelsteinen erbauten Mauern sind 22 Fuß hoch und auf der krenelierten Krönung $3\frac{1}{2}$ Fuß breit. Der Wall-

graben hat eine Breite von 30 Fuß, während die ursprüngliche Tiefe von 15 Fuß jetzt auf 7 Fuß reduziert ist. Infolge der seltenen Reinigung entwickelt sich darin eine üppige Vegetation. Die Wasserspeisung erfolgt durch ein Flößchen, welches von den Bergen im Westen kommt und in den Wallgraben zu diesem Behufe abgeleitet worden ist. Mitten in jeder Mauerseite ist ein Thor angebracht; nur auf der Südseite sind deren zwei. Das Hauptthor, das des weißen Elefanten, ist im Norden der Stadt.

Die Umwallung der Neustadt beginnt östlich von der Altstadt, und zwar 600 Fuß von der Nordostecke der Altstadtmauer entfernt, und verläuft in ungerader Linie, mit Bastionen und einem Thore nach Südost und bildet einen stumpfen Winkel, 600 Fuß von dem Flußufer entfernt. Dann nimmt die Mauer eine südliche Richtung und wird in 300 Fuß Entfernung von dem Winkel von einem Thore durchbrochen. Hier hört nun die Mauer plötzlich auf, und die Lücke in der Befestigung wird durch eine mehr oder weniger verfallene Palissade ersetzt. Die Bevölkerung der Neustadt besteht zu einem großen Teile aus Abkömmlingen von Gefangenen, welche in den Kriegen mit den verschiedenen Laosfürstentümern gemacht wurden.

Die Bevölkerungsziffer stellt sich je nach der Person des Schätzen- den verschieden; ich für meinen Teil neige mich zu der Annahme, daß die Einwohnerzahl in der Stadt und den Vorstädten 40 000 nicht übersteigt. Wäre ein Verlaß auf die Äußerung der Schwester des Königs, daß es in der Stadt 30 000 kräftige, zum Regierungsfrohdienst verpflichtete Männer gäbe, so würde sich die Bevölkerung viel höher stellen, da in jener Klasse die Sklaven nicht mit inbegriffen sind.

Die Vorstädte auf dem Ost- und Westufer des Meh Ping sind durch eine lange Brücke von sehr leichter Konstruktion mit einander verbunden. Gerade oberhalb derselben sind die Überreste zweier alter Brücken, von denen eine unmittelbar vor meinem Besuche im Jahre 1870 fertig geworden war. Als ich damals eines Morgens eine alte Inschrift in einem benachbarten Klostergehöfte studierte, hörte ich einen heftigen Krach, gefolgt von verworrenem Geschrei. Die meisten Leute in meiner Nähe sahen gar nicht erst nach, was denn eigentlich vorgefallen war, sondern drängten sich in das Kloster, als ob sie fürchteten, in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden. Schließlich stellte sich heraus, daß eine Abteilung der Brücke nachgegeben hatte, als 8 oder 10 beladene Büffel darüber getrieben wurden; die armen Tiere waren 30 Fuß tief in den an dieser Stelle seichten Fluß hinabgestürzt.

Ein paar stattliche Wats liegen innerhalb der Stadt; aber die meisten gottesdienstlichen Gebäude sind etwas verfallen. Der Haupttempel, welcher vor kurzem auf des Königs Veranlassung restauriert wurde, ist ein umfangreiches Bauwerk, welches auf der Frontseite ein sehr verschlungenes, reich vergoldetes Schnitzwerk hat. Im übrigen bietet der Tempel kein Interesse. Dahinter erhebt sich eine große halbverfallene Pagode, welche vor mehr denn 100 Jahren von den Barmanen nach der Eroberung der Stadt erbaut worden ist. Innerhalb der Tempelumfriedigung, und zwar in der Südost- und Nordost-

ecke, sind zwei Kapellen, welche häßliche Figuren von Belus — fabelhafte Wesen von sehr mächtiger und grausamer Natur — enthalten. Hier werden einmal im Jahre, und zwar im Juni, Schweineopfer dargebracht. Zur selben Zeit werden auf den Loi Su Tayp- und Loi Kahm-Bergen Büffelopfer dargebracht. Der Sage nach lebten in alten Zeiten ein Mann und seine Frau, Pusa und Mehssa, auf diesen Bergen, und zwar der erstere auf dem Loi Kahm und die letztere mit ihrem Kinde auf dem Loi Su Tayp. Dieses würdige Paar huldigte der Menschenfresserei. Buddha besuchte einst diese Gebirgsgegend und vermochte, entsetzt über die Greuelthaten, von denen er Zeuge ward, jene beiden, keine Menschenopfer mehr zu fordern, sondern sich mit Opfertieren zu begnügen. Wie Buddha, der an die Seelenwanderung glaubte und nach dessen Lehre man durch die Tötung eines Tieres leicht einem Freunde oder Verwandten das Leben rauben konnte, einen wesentlichen Unterschied zwischen einem Menschen- und Tieropfer zu machen vermochte, dürfte schwer zu erklären sein. Von Pusa und Mehssa berichtet die Sage weiter, daß sie nach ihrem Tode Nats oder Geister geworden seien, die ihren Wohnsitz bis auf diesen Tag noch in jenen Bergen haben. Zu den Kosten des jährlichen Tieropfers muß jedes Haus in der Stadt und der nächsten Umgebung 2 Annas — 32 Pfennige — beisteuern. Das Geld wird im Gerichtsgebäude von Zimmbereit gehalten, bis es gebraucht wird; es ist aber sehr zweifelhaft, ob den Nats der ganze Steuerertrag zu gute kommt. Fast alle Tempel waren an den Wandseiten mit Malereien geschmückt, von denen einige in Entwurf und Ausführung weit künstlerischer waren als das, was ich sonst in dieser Beziehung in Barma zu sehen bekommen hatte. Diese Tempelmalereien wiesen eine schwache Spur von Perspektive auf, und die abgebildeten Personen machten keinen so steifen, eckigen und unnatürlichen Eindruck, wie sonst bei derartigen barmanischen Kunstprodukten. Indes waren auch die relativ besten Gemälde für ein europäisches Auge immer noch sehr mittelmäßig.

Der Bazar war sehr interessant. Es handelt sich hier nicht um ein besonderes Gebäude zu diesem Zwecke; vielmehr werden beide Seiten der Hauptstraße, welche sich vom Ostthor der Neustadt durch das Thor der Altstadt bis zu der Straße, an welcher der königliche Palast liegt, hinzieht, und ein Teil der letzteren Straße zu Bazarzwecken benutzt. Hier und da sind kleine Bambus- und Rohrschuppen errichtet; aber die meisten Verkäufer lassen sich auf Matten am Erdboden nieder und breiten ihre Waren in kleinen Körben oder Mulden aus Flechtwerk vor sich aus. Trotzdem die Frauen das Hauptkontingent der Verkäufer stellen, so herrscht doch wunderbarer Weise den ganzen Bazar entlang große Stille; selbst die Unterhaltung wird in einem so gedämpften Tone geführt, daß man selbst von dem gewöhnlichen Summen einer großen Volksmenge nichts vernimmt. Der Bazar beginnt am frühen Morgen, zu welcher Zeit man Scharen von Männern und Frauen, welche ihre Produkte oder Waren in Körben verpackt an einer über die Achsel gelegten Stange tragen, der Stadt zueilen sehen kann. Von Gemüse gibt es keine große Auswahl auf dem Markte. Während

Sch
suc
sich
das
ein
mei
mer
han
es
und
frag
Mü
eine
sich
in

in
und
erst
erha
von
Hof
wir
Aud
Der
schw
Fuß
schn
Spie
Rep
ganz
Kron
geme

uns
und
daß
als
Gesc
Der
Lend
Knö
auf
in ei
eine
sehr

Thau

Schweinefleisch im Überflusse feilgeboten wird, vermißt der Marktbesucher Rindfleisch. Ist Nachfrage nach letzterem vorhanden, so thun sich mehrere Personen zusammen, kaufen einen Ochsen und verteilen das ausgeschlachtete Tier unter sich. Hühner und Enten werden zu einzelnen Zeiten in beträchtlicher Menge auf den Markt gebracht. Die meisten Kleiderstoffe, welche auf dem Bazar feilgeboten werden, stammen aus England und werden über Bangkok eingeführt. Der Tauschhandel spielt übrigens beim Marktverkehre eine sehr große Rolle, da es an Kleingeld fehlt. Die indische Rupie ist die gangbarste Münze, und nach Silbermünzen zu zwei und vier Anna herrscht große Nachfrage. Früher vertraten Salz und Betelnüsse die Stelle der kleinsten Münzen; jetzt ist das siamesische Kupfergeld eingeführt; obgleich dies einem anderen Münzsysteme, als das indische, angehört, so scheinen sich die Leute doch ganz gut in die Umrechnung aus einer Währung in die andere zu finden.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Zimme machten wir in Begleitung von Dr. Mc Gilvary unsere Besuche in den Regierungs- und Beamtenkreisen. Unser erster Besuch galt dem Könige, welcher erst neuerdings diesen Titel von seinem Suzerän, dem Könige von Siam, erhalten hat. Eine Pforte in einer hohen, weißangestrichenen Mauer von Ziegelsteinen durchschreitend, gelangten wir in einen geräumigen Hof, in welchem mehrere Gebäude lagen. Uns gerade gegenüber sahen wir ein einstöckiges Haus von mehr europäischer Bauart, welches den Audienzsaal und die Privatgemächer der königlichen Familie enthielt. Der Audienzsaal, zu dem wir auf einigen hübschgearbeiteten, mit schwarzglasierten Ziegeln belegten Stufen emporstiegen, hatte einen Fußboden von Holzmosaik. Den Schmuck der Wände bildeten geschmackvolle europäische Tapeten und lange, schmale, goldumrahmte Spiegel. Ein Sessel, ein Lehnstuhl und ein halbes Dutzend mit grünem Reps überzogene Polsterstühle, sowie ein kleiner Tisch machten das ganze Meublement des Raumes aus. Von der Decke hingen mehrere Kronleuchter herab, und durch die Thüren fiel der Blick auf schön gemustertes Gitterwerk, welches die inneren Palastgemächer abgrenzte.

Es währte nicht lange, so erschien der König und bewillkommnete uns in ruhiger und würdiger Weise. Er ist ungefähr 60 Jahre alt und nicht von hervorragender Intelligenz; es ist ein offenes Geheimnis, daß seine Frau, die des früheren Königs von Zimme, sowohl im Hause als auch im Staate das Regiment führt. Sie hat ein großes Talent, Geschäfte abzuwickeln, und nichts geschieht ohne ihre Zustimmung. Der Anzug des Königs war einfach; er bestand aus einem grünseidenen Lendentuche und einer weißen, baumwollenen Jacke mit goldenen Knöpfen. Nachdem wir uns die Hände gegeben und an dem Tische, auf welchem Thee serviert war, Platz genommen hatten, gerieten wir in ein langes Gespräch, im Verlaufe dessen der König die Möglichkeit, eine Eisenbahn von Maulmain über die Berge nach Zimme anzulegen, sehr in Zweifel zog.

Unser nächster Besuch galt der Schwester des Königs, namens Thau-u-bun-la-wa-na. Sie ist eine ausnehmend intelligente Laosprinzessin,

welche mit den Missionaren stets gute Freundschaft gehalten hat und die Einführung europäischer Kultur begünstigt. Sie schien eine große Menge Gefolge und Dienerschaft zu haben und soll überhaupt sehr reich sein. Hier sahen wir den ersten Trupp Gefangene in Ketten bei der Arbeit, ein Anblick, der sich später sehr häufig wiederholte.

Von dem Hause der Prinzessin wanderten wir zur Residenz des Oberbevollmächtigten der siamesischen Regierung, dessen Macht und Einfluß rasch zunimmt. In der That würde schon jetzt der König von Zimme sich sehr bedenken, einen Schritt zu thun, der dem Vertreter seines siamesischen Suzeräns mißfallen könnte. Der Resident bewohnt ein solides, zweistöckiges Haus, welches aus Ziegelsteinen auf der Westseite des Meh Ping, etwas außerhalb der Stadtmauern erbaut ist. Wir wurden in ein geräumiges und luftiges Zimmer im Oberstock geführt, dessen Einrichtung nur einen Tisch und eine Anzahl Stühle aufwies, und von dem, der Rangordnung nach dritten siamesischen Bevollmächtigten, einem aufgeweckten und gebildeten jungen Manne, empfangen. Bald trat auch der Resident selbst ein; er war höflich in seinem Benehmen und hatte für einen Mann, der nur noch einen Zahn sein eigen nannte, eine sehr deutliche Aussprache. Nach allgemeinem Gebrauche wurde Thee serviert; danach überreichten wir unsere offiziellen Schreiben, und nach einiger Unterhaltung wurde auch der zweite Bevollmächtigte, welcher aus Ceylon stammt und seit vielen Jahren in Zimme lebt, zur Gesellschaft gezogen. Nach dem, was mir über ihn mitgeteilt worden war, könnte seinem Charakter eine Aufbesserung nichts schaden; uns gegenüber war er übrigens sehr höflich und zuvorkommend. Sein bißchen Englisch wußte er mit ergötzlicher Kaltblütigkeit an den Mann zu bringen. Wie aus einer Pistole geschossen erschien er mit einem Male in dem Zimmer, ein „Good morning, Sir“ auf den Lippen. Mit affenähnlicher Gewandtheit hüpfte er durch die Thüre und durch sein Schmunzeln und Lächeln gab er seinem Gesichte einen solch komischen Ausdruck, daß meine ernste Haltung nahe daran war, in die Brüche zu gehen.

Am nächsten Tage besuchten wir den Tschau Hoa Muang Kyau („Herr des Edelsteinlandes“), einen Mann von stattlichem Wuchse, scharfem Auge und intelligentem Benehmen, ferner Tschau-ra-tschiput, den Sohn des regierenden Königs von einer verstorbenen Frau, und Tschau-u-ta-ra-kham. Diese Prinzen bewohnen alle große Häuser, welche in dem gewöhnlichen Laosstile gebaut und ausgestattet sind. Ihre Gunst war für den Erfolg unserer Expedition wesentlich, und wir mußten ihnen daher Höflichkeitsbesuche machen.

Kein Fremder, der nach Zimme kommt, sollte es unterlassen, die Pagode auf dem Loi Su Tayp-Berge im Westen der Stadt zu besuchen. Die Prinzeß Tschau-u-bun-la-wa-na überließ uns in freundlicher Weise zwei schöne große Elefanten zu diesem Ausfluge. Die Entfernung bis zum Fuße des Berges beträgt ungefähr 4 engl. Meilen, und der Aufstieg auf dem Elefantenwege hat dieselbe Länge. In sehr früher Morgenstunde zogen wir über den Meh Ping, hielten uns längs der Nordseite der Stadtmauer und begannen, nachdem wir die breiten Reisflächen bis

an den Fuß des Berges durchwandert hatten, den Aufstieg, wobei wir uns in der Nähe eines Fließchens hielten, welcher die Stadt mit Wasser versorgt. Der Anstieg war nicht steil, und das melodische Brausen der vielen kleinen Wasserfälle machte das Fließchen zu einem sehr angenehmen Begleiter. Gelegentlich hatten wir schöne Ausblicke auf die Ebene, aber für gewöhnlich war bei dem starken Waldbestande die Fernsicht behindert. Ungefähr halbwegs zum Gipfel des Berges war das Fließchen, welches oben entspringt, geteilt, so daß ein Arm vermittelst eines künstlichen Bettes die Ebene erreichte und der andere dem natürlichen Bette folgte. An dieser Gabelung stand ein kleines Gebäude, mit einem einsamen Gaudamabilde darin, während über dem Wasser drüben unter einer vorspringenden Felsbank viele Götzenbilder reihenweise aufgestellt waren.

Um 11 Uhr vormittag kamen wir auf der 3300 Fuß hohen Spitze des Bergausläufers, auf welcher die Pagode liegt, an. Die Hauptkette selbst, welche sich dahinter erhebt, liegt volle 1000 Fuß höher. Nachdem wir in einer der Zayat, welche für die Pilger errichtet sind, uns gestärkt hatten, stiegen wir die lange Stufenreihe zur Pagode hinan. Zu beiden Seiten der aus Ziegelsteinen hergestellten Stufen stand eine Reihe hoher Fichten, welche vor vielen Jahren gepflanzt sein mußten. Das Fundament der Pagode, welches zierlich mit Ziegeln belegt ist, ruht unmittelbar auf der Spitze des Bergausläufers. Das Quadrat wird von einer ununterbrochenen bedeckten Arkade — mit einer Pforte inmitten jeder Seite — umgeben. Der jetzige König ließ vor 8 Jahren die Pagode restaurieren und diese Arkaden errichten. Die Pagode, welche das religiöse Zentrum von Zimme und der umliegenden Gegend bildet, ist ungefähr 50 Fuß hoch und ähnelt in der Bauart den barmanischen Pagoden. Sie ist vollständig mit schwer vergoldeten Kupferplatten überzogen und macht einen sehr stattlichen Eindruck; auf nicht wenigen Platten sind Ornamente eingepreßt. Ein eisernes Gitter, dessen einzelne Stube mit einer vergoldeten Kupferplatte belegt sind, umgibt die Pagode; an den vier Ecken derselben sind Sockel mit einem Überzuge von Glasmosaik, und gegenüber der Mitte an jeder Seite befinden sich außerhalb des Gitters Gaudamastatuen. Zwei derselben, auf der Nord- und Südseite des Gebäudes, sind ungewöhnlich groß und mit Kapellen überbaut, deren Wände und Pfeiler mit reichen Verzierungen in Gold und Zinnoberrot geschmückt sind.

Die einzige auf die Pagode bezügliche Inschrift, welche aufgefunden werden konnte, ist in barmanischer Sprache abgefaßt mit Buchstaben auf einer Holztafel eingegraben und trägt die Jahreszahl 1760. Bei meinem ersten Besuche im Jahre 1870 war die Inschrift an einem leicht bemerkbaren Pfosten befestigt; bei den letzten Reparaturarbeiten hatte man sie indes in einen Winkel geworfen. Der Wortlaut der Inschrift berichtet, wie der General und die Offiziere von dem Heere des barmanischen Königs Mintaragyi diese Pagode errichtet und dem gottesdienstlichen Gebrauche übergeben hätten. Unzweifelhaft ist aber nur der Neubau oder eine umfangreiche Reparatur der Pagode gemeint.

Die Bewachung des Heiligtumes bestand aus sogenannten Pagoden-

sklaven, einer Klasse von Leuten, welche zu dem Dienste in der Pagode von irgend einem hohen Beamten, gleichsam als eine Opfergabe, bestimmt werden und samt ihren Nachkommen in allen Generationen als verflucht gelten, wenn sie es wagen würden, eine andere Beschäftigung zu suchen. Einer von diesen Sklaven erzählte die mit den Namen des Berges Su Tayp und der Pagode Mya Sapit verknüpfte Legende. Ein weißer Elefant trug einst heilige Reliquien jenen Berg hinauf und sprach, als er auf der Höhe ankam: Sut-ti („Hier sind wir am Ende“). Nach und nach wurde dies Wort in Su Tayp umgeändert. Mya Sapit, der Name der Pagode, bedeutet wörtlich „smaragdene Reisschüssel“. Geister brachten einst als Opfergabe 5 Reisschüsseln, wie sie von den Priestern bei ihren Bettelgängen geführt werden. Sie waren rot, gelb, weiß, blau und grün, je nach den verschiedenen Edelsteinen und paßten genau in einander; da die smaragdene Schüssel die größte war, so wurde die Pagode nach ihr benannt. Das Heiligtum genießt ein großes Ansehen in Laos und in den Schanstaaten; so traf ich, beispielsweise, eine ziemliche Anzahl Schan aus der Gegend westlich vom Salwin, welche 10—20 Tage zu ihrer Pilgerfahrt gebraucht hatten.

Noch eine andere Legende wurde uns mitgeteilt, welche dadurch besonders interessant wird, daß ihr eine Überlieferung betreffs der Ureinwohner des Landes zu Grunde liegt. Dieser Legende zufolge gab es ursprünglich keine Schan im Lande, sondern die Lewa bewohnten die Berglandschaften und kamen jahraus jahrein nur des Reisbaues wegen in die Ebenen herab. Schließlich faßten die Lewa den Entschluß, sich eine Stadt zu bauen und in dem Flachlande zu bleiben. Gesagt, gethan; aber die neue Lebensweise behagte ihnen doch auf die Länge der Zeit nicht; sie kehrten der Ebene wieder den Rücken und ließen sich aufs neue in den Bergen nieder. Bald kamen Schanstämme von Kenghai und aus dem Norden und besetzten die verlassene Stadt; die Lewa aber spalteten sich, indem ein Teil sich zu den neuen Einwanderern schlug, der andere die frühere unabhängige Lebensweise beibehielt. Da begehrte einst Me-lang-ka, das Oberhaupt der Lewa, eine Schanprinzessin von Lapun, namens Nang Sam-ma-tay-we zur Ehe. Sie wies nicht nur seine Bewerbung zurück, sondern sammelte auch ein Heer, schlug die Lewa und zerstreute sie. Me-lang-ka starb und ward nun der Schutzgeist des Landes, dessen Gunst jedes Jahr beim Beginn des Reisbaues erfleht wird. In seinem Tempel, welcher am Fuße des Berges nahe beim Wege liegt, wird alle 3 Jahre ein Schwein und in den dazwischenliegenden 2 Jahren Geflügel geopfert. In dem äußeren Verlauf dieser Sage scheint sich mir die Geschichte der Lewa wiederzuspiegeln. Sie waren die Ureinwohner des Landes, welche die Berge als ihre Wohnsitze auserkoren und in die Ebenen bloß herabstiegen, um ihren Reis, das Hauptnahrungsmittel, zu ernten. Dann erschienen die Schan, von Norden kommend, mit denen ein Teil der Lewa sich verband. Die übrigen Lewa wurden nach langem Kampfe unterjocht, bewiesen aber dabei solche Tapferkeit, daß ihr Häuptling der Schrecken seiner Feinde ward und nun nach

ihrem Glauben als mächtiger Geist die Schauplätze seines bewegten Lebens wieder aufsucht.

Am letzten Sonnabend, den wir in Zimme verbrachten, waren wir sehr in Anspruch genommen. Die Prinzess hatte mit einer außergewöhnlichen Freundlichkeit und Bereitwilligkeit sich erboten, uns ihre eigenen Elefanten zur Weiterreise zur Verfügung zu stellen; so hatten wir denn unsere Vorbereitungen zu treffen; unter anderem mußte das Blattgold, welches wir an Stelle von Goldkörnern bei uns führten, in klingende Münze umgesetzt werden. Zu alledem gehörten viel Worte und viel Geduld; doch erwies uns Dr. Mc Gilvary, der sich bereit erklärt hatte, uns auf unserer Weiterreise zu begleiten, seine unschätzbare Hilfe sowohl durch öftere Dolmetscherdienste, als auch durch seine persönliche Kenntnis derjenigen Leute, mit welchen wir zu verhandeln hatten. Der Tag endigte mit einem Festmahle im Hause der Prinzessin Tschau-u-bun-la-wa-na. Das Essen war ausgezeichnet und bestand aus einer großen Menge Gerichte, von denen viele von unserem Diener zubereitet waren, den sich die hohe Dame zu diesem Behufe geliehen hatte. Außer uns waren noch der zweite und dritte siamesische Resident, drei Prinzen und zwei Prinzessinnen zur Stelle. Die Tafel war nach europäischer Sitte gedeckt, und die Eingeborenen, von denen die meisten Bangkok besucht hatten, wußten sich mit vollkommenem Anstand zu benehmen, als ob sie es von Jugend auf nicht anders gelernt hätten.

Nach einem ruhigen Sonntage waren wir Montag, den 3. März, zum Aufbruch nach Kenghai gerüstet. Prinz Tschau Nan Kyau Wong, welcher von seiten der Regierung die Weisung erhalten hatte, uns bis Kenghai zu geleiten, war bereits am Sonnabend zuvor mit seinen Elefanten, von denen einer mit unserem Gepäck beladen war, aufgebrochen, um nach Verlauf einer Tagereise auf uns zu warten. Die Regierung hatte versprochen, 7 Elefanten zu stellen und es so einzurichten, daß wir zeitig am Montage abreisen könnten; aber es kam der Nachmittag herbei, ehe 5 Elefanten und 20 Kulis — letztere an Stelle von 2 Elefanten — unter dem Kommando eines Tschau Pyah oder Subalternbeamten erschienen. Die Männer waren in aller Eile in einem benachbarten Dorfe ausgehoben worden, da die fehlenden 2 Elefanten nicht aufgetrieben werden konnten. An Widerstreben war nicht zu denken, da sie, wenn sie sich nicht Unannehmlichkeiten zuziehen wollen, den Regierungsfrohdienst auf sich nehmen müssen. Mir kam die Maßregel hart vor; denn Leute in solchem Frohdienste müssen ihre Bedürfnisse aus dem eigenen Beutel bestreiten, wenn nicht der dirigierende Beamte in den Dörfern, durch welche der Marsch geht, die unentgeltliche Lieferung von Lebensmitteln ausschreibt. Der Lärm und das Durcheinander, wozu das Beladen der Elefanten und die Verteilung der Trägerlasten unter die Kulis Anlaß gibt, war nicht eben angenehm. Wir brachten es indes fertig, am ersten Tage wenigstens noch 8 Meilen über eine ununterbrochene, dem Reisbau dienende Ebene zurückzulegen, auf welcher viele große Dörfer in Wäldern von Kokos- und Arekapalmen oder in zierlichen Bambusdickichten zerstreut lagen.

Unser Lager schlugen wir in der freien Ebene bei dem Dorfe Morang Du unter einem dünnen, baumwollenen Zelte auf, welches uns Frau Mc Gilvary vor der Abreise zurecht gemacht hatte. Auf Regierungsbefehl wurden uns hier Enten, Hühner und Reis von den Dorfbewohnern geliefert. Obwohl wir uns beeilten, unsere Mundvorräte zu bezahlen, so ließ sich dies doch nicht immer durchführen. Bei der Reislieferung hatte jedes Haus, dem Herkommen zufolge, einen Becher voll zu geben; hätte man nun dem Ortsvorsteher für das ganze Quantum den üblichen Marktpreis gegeben, so hätte er das Geld für sich behalten, ohne den Dorfbewohnern ihren Anteil zu verabfolgen. Wurden von den Besitzern Hühner und Enten während unserer Reise ins Lager gebracht, so bezahlten wir stets an diese. Da Prinzen und höhere Beamte in dieser Weise reisen, so muß die Steuer, alle Nahrungsmittel umsonst zu liefern, schwer auf dem Volke lasten.

Wir mußten übrigens zwei Nächte bei diesem Orte kampieren, da einige notwendige Reiseartikel beim Aufbruch von Zimme vergessen worden waren. Nachdem 3 Boten nach einander in die Stadt zurückgeschickt worden waren, kam am 5. März die Nachricht, daß die Sachen nachgesandt worden wären; welchen Weg die Träger eingeschlagen hatten, erfuhren wir indes nicht. So beschlossen wir denn, weiter zu marschieren, um Prinz Tschau Nan Kyau Wong einzuholen. Nach $3\frac{1}{2}$ stündigem Marsche über einen dünnen Landstrich mit Lateritboden und bald dichterem, bald dünnerem Waldbestande von entlaubten Bäumen stießen wir auf den Prinzen, welcher am Ufer des Meh Kwang sein Lager aufgeschlagen hatte. Der Prinz hatte einen reizend gelegenen Hügel für unser Nachtquartier ausgewählt und bewies uns alle mögliche Aufmerksamkeit. Der Dschangel in der Nähe unseres Lagers mußte ein Lieblingsaufenthalt von Pfauen sein, denn wir hörten ihren Schrei von allen Seiten her.

Der Reiseweg, welchen wir einschlugen, war nicht der direkte über Loi Sa-ket, sondern bog etwas nach Nordosten um und nahm dann wieder nördliche Richtung an; der Prinz glaubte nämlich, daß wir so die Wasserscheide besser übersteigen könnten, als auf der direkten Linie. Diese Annahme war leider hinfällig, und der einzige Vorteil, welchen unsere Route hatte, bestand in der dichten Bewaldung, welche den Wanderern den Tag über Schatten und den Elefanten zur Nachtzeit reichliches Futter bot. Wir hatten die gewöhnliche Abwechselung von Berglandschaften und kleinen Reiseabenteuern, als wir diese über 3000 Fuß hohe Bergkette überstiegen, welche den Oberlauf der Quellflüsse des Menam und derer des Mekong von einander scheidet.

Am Nachmittage des 10. März stiegen wir zur Ebene hinab, deren Hauptort Pah-pau ist und deren Breite vom Fuß der westlichen Bergkette, wo wir die Ebene betraten, bis zu den Bergen im Osten ungefähr 20 Meilen beträgt. Der größte Teil der Ebene ist offenbar unbewohnt und macht einen sehr öden Eindruck, obgleich der Boden für Reiskultur wie geschaffen erscheint. Nachdem wir gegen Abend die belebten Dörfer Fway Hai und Pah-nyo passiert hatten, er-

reichten wir die durch einen Palissadenring befestigte Stadt Pah-pau am Meh Lau, einem Nebenflusse des Mekong. Die Stadt verdankt ihren Namen einer Krotonart, welche verwildert in überreicher Menge im benachbarten Dschangel vorkommt. Die ganze Bevölkerung dieser Gegend besteht aus sogenannten „Hexenfamilien“, welche aus den Städten und Dörfern der benachbarten Fürstentümer vertrieben und hier für alle Zeiten interniert worden sind. Die Stadt zählt 70 und der ganze Bezirk 250 Häuser. Die Tikpfosten der Palissade sind ungefähr 12 Fuß hoch. Außerhalb der Palissade ist ein trockener Wallgraben, in dessen einen Teil indes der Hway Wieng-Fluß abgeleitet werden kann, und außerdem existiert noch ein schmaler, tiefer Schützengraben, welcher den die Stadt verteidigenden Scharfschützen Deckung gewähren soll. An der Südwestecke der Stadt liegt außerhalb der Palissadenreihe eine große Zayat, welche ebenfalls von einer durch ein einziges Thor unterbrochenen Palissadenreihe umgeben ist. Hier werden die Nats (Geister) angebetet; denn die Einwohner von Pah-pau, obwohl sie die Opfer des Volksaberglaubens sind, beeifern sich ebenso sehr, wie ihre Landsleute, die bösen Geister zu versöhnen.

Der Prinz, welcher uns begleitete, war sehr auf unsere Bequemlichkeit bedacht. Reis, Hühner und Enten wurden herbeigebracht; auch gelang es uns, einen Stier zu erstehen, von dem unsere Reisegesellschaft zwei drittel und der Prinz ein drittel erhielt. Ich zweifle übrigens, ob unser Geld weiter, als bis in des Prinzen Tasche gelangte. Höchst wahrscheinlich wurde dem Besitzer des Stieres nicht einmal ein gutes Wort gegeben, wie wir in einem anderen Falle entdeckten. Leider konnten wir derartige Gewaltakte nicht zum voraus wissen; aber die wenigen Fälle, welche uns nachträglich zur Kenntnis kamen, veranlaßten uns, vorsichtigerweise jeder Gelegenheit dazu aus dem Wege zu gehen. In Pah-pau wurden an Stelle der 20 Kuli, welche uns von Zimme bis hierher begleitet hatten, 10 Kuli und 2 Elefanten aufgeboten, um uns nach Kenghai zu bringen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1886

Band/Volume: [4](#)

Autor(en)/Author(s): Cushing J. N.

Artikel/Article: [Eine Reise in das nördliche Siam 97-115](#)